

Ein echter Übergang, kein Ende

Thomas Schlereth

Am letzten Tag des Jahres 1963 notiert der Schriftsteller Hans Erich Nossack einige Absätze in sein Tagebuch. Zumeist geht er dieser Tätigkeit am späten Abend oder in der Nacht nach. Dann droht keine Unterbrechung und die Notate müssen nicht fürchten, entdeckt zu werden. Bis nahe an sein Lebensende im November 1977 bleibt sich Nossack unsicher, was der genauere Grund und die Bestimmung der Aufzeichnungen ist. Ausdauernd ringt er mit der fraglichen Sinnhaftigkeit dieses zusätzlichen Schreibens. Handelt es sich um eine unfreiwillig komische Übung der Selbstbestätigung? Nicht nur trotz, sondern gerade wegen aller niedergelegten Fragen und Zweifel? Oder um mageren Ersatzstoff für den spärlichen Kontakt zur Außenwelt? Dass er an der nächtlichen Textarbeit festhält und sie schließlich auch zur Veröffentlichung freigibt, liegt vor allem an den Tagebüchern anderer. Wiederholt erwähnt er Hebbel, der ihm seit jungen Jahren überraschenden Zuspruch spendet. Später kommen u. a. Pascal, Beckmann und Pavese hinzu.¹ Deren Zeilen bestärken ihn darin, von den eigenen Fragen nicht abzulassen, auch wenn befriedigende Antworten ausbleiben. Und Menschen wie ihnen gegenüber wäre es nicht zu rechtfertigen, seine eigenen Versuche schließlich mit ins Grab zu nehmen.

Vor diesem Hintergrund bewegen sich Nossacks Selbstbefragungen nicht selten in fühlbarer Nähe zu letzten Sätzen. Einen besonderen Augenblick erlebt das Tagebuch in der bereits erwähnten Silvesternacht: „Eines Tages wird man eine Arbeit anfangen, die man nicht mehr zu Ende führen kann, weil der Tod dazwischenkommt. Das wird eine interessante Arbeit sein, eben deshalb, weil man sie nicht zu Ende führen kann. Ein echter Übergang, kein Ende.“² Geraten letzte Sätze unter ein solches Vorzeichen, benennen sie nicht mehr nur die abschließenden Zeilen einer bestimmten Arbeit noch etwas, das am Totenbett zu vernehmen ist. Darüber hinaus wird sichtbar, dass jeder Satz mit dem unwillkürlichen Potential einhergeht, zu einem Letzten werden zu können. Kein noch so elaborierter Inhalt vermag sich gegen die Möglichkeit dieser formalen Zäsur in Sicherheit zu bringen. Zudem scheint die lauernde Unterbrechung auch semantische Implikationen bereit zu halten. Denn wie kommt Nossack dazu, in diesen letzten Sätzen keinen widerwilligen Abschluss, sondern ein überwölbendes Weiter zu erblicken? Welcher Gedanke wandelt den erzwungenen Abbruch zu einem vermittelnden Zwischenelement, einer neuerlichen Relation? Zumal einem Zwischen, dem das Prädikat zweifelsfreier Unverfälschtheit mitgegeben wird?

Dem zitierten Passus folgen fünf kurze Absätze. Sie setzen jeweils mit einem Gedankenstrich ein, um dergestalt zwischen Auflistung und Skizze zu changieren. Allesamt umkreisen sie die eingangs eröffnete Überlegung zu einer Arbeit, die vom Ende des Lebens unterbrochen wird. Der erste Stichpunkt beginnt mit dem Bild einer zum Tode verurteilten Person. Kurz noch bleibt die Szene auf Distanz und aus den Zeilen kommt eine Gefängnissituation vor Augen. Doch bald

¹ Für Hebbel vgl. Hans Erich Nossack: Pseudoautobiografische Glossen, Frankfurt am Main 1971, S. 13, 19–22; für Pascal und Pavese vgl. ders.: Die schwache Position der Literatur – Reden und Aufsätze, Frankfurt am Main 1967, S. 85f; für Beckmann vgl. schließlich ders.: Die Tagebücher 1943–1977, hrsg. v. Gabriele Söhling, Frankfurt am Main 2002, S. 382 u. 991.

² Ebenda, S. 665. Alle im Folgenden nicht eigens ausgewiesenen Zitate beziehen sich auf diese Stelle, den Tagebucheintrag vom 31.12.1963, der dort noch auf die Folgeseite reicht.

wird spürbar, dass der inhaftierte Jemand für alle steht, denen ein Bewusstsein über das eigene Ableben mitgegeben ist. In jede unserer Äußerungen schreibt sich ein „Antrag auf Begnadigung“ mit ein, auch wenn er in letzter Hinsicht ohne Erfolg bleiben wird. Was also anfangen mit der ablaufenden Frist? Wie umgehen mit dem Anspruch, der sich daraus ergibt? Sind es die bisher versuchten Ansätze wert, weiterverfolgt zu werden?³ Wenn Nossack in den kommenden letzten Sätzen keinen unabänderlichen Abschluss, sondern einen Anfang ohne Ende sieht, geht es ihm weder um ein logisches Manöver noch um ein religiöses Narrativ, sondern um Fragen dieser Art.

Wollen sich die kreisenden Gedanken nichts vormachen, müssen sie sich eingestehen, ohne das Gegengewicht von Ablenkungen nicht auszukommen. Die gewichtigste Entlastung heißt wahrscheinlich „Geselligkeit“. Im Bild des verhängten Todesurteils werden die Mitmenschen zu „Wärtern und Wächtern“, zu Vertreter*innen einer Ordnung, die für gegenseitige Kontrolle und Stabilität sorgt.⁴ Vor allem erweckt das Aufsicht habende Personal den Eindruck, vom genannten Urteil ausgenommen zu sein. Denn die obigen Fragen werden kaum einmal offen gestellt. Die konkreten Einzelheiten des Alltags erscheinen stets dringlicher. Die Ablenkung folgt dann dem Prinzip der Nachahmung. Solange die unangenehmen Fragen im sozialen Umgang kaum Thema werden, erhebe ich sie auch seltener gegen mich. Die beantragten Begnadigungen gleiten in einen Status fortlaufender Bearbeitung, ohne dass sich jemand rechtfertigen müsste.

Ablenkungen können das, was sie zu umgehen trachten, aber auch gerade auffällig werden lassen. Und so kehren die Fragen wieder, die Fragen zu jener Arbeit, die der eigene Tod unterbrechen wird. Im dritten Stichpunkt ermahnt sich Nossack dazu, gegen diese finale Intervention nicht mehr zu opponieren. „Damit würde man sich nur das Sterben verderben.“⁵ Denn woran machen sich Widerwillen und Widerstand fest? Worauf berufen sie sich? Und woher sollen sie wissen, wogegen sie sich wenden? Im Licht dieser Fragen gerät das Weiterleben-Wollen in den Verdacht, sich allein an einer Vergangenheit zu orientieren und einer verlebten Form zu gelten. Reproduktion wäre das einseitige Vorzeichen dieser Auffassung von Leben. Warum auch immer hält es dieses eine Leben jedoch nicht aus, auf seine Vorgaben festgelegt zu werden. Im Zeichen seiner offenen Fragen beginnt es eine weitere, eine neue Arbeit. Angefangen liegt sie da. Dann kommt der Tod dazwischen. Gehen die lebendigen Auslöser, die dieser Arbeit ihren Ausschlag geben, nicht auch und gerade in das Fragment mit ein? Sucht in ihnen nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft nach ihrem Ausdruck? Und wird dieses treibende Tasten nicht auch dann seine Wege finden, wenn die eigene Person samt ihrem Werk nicht mehr

³ Wie ein Bruder im Geiste erhebt Camus die Möglichkeit dieser radikalen Selbstbefragung zur zentralen Aufgabe der Philosophie: „Sich entscheiden, ob das Leben es wert ist, gelebt zu werden oder nicht, heißt auf die Grundfrage der Philosophie antworten. Alles andere – ob die Welt drei Dimensionen oder der Geist neun oder zwölf Kategorien hat – kommt später. Das sind Spielereien; erst muss man antworten.“ (Albert Camus: *Der Mythos des Sisyphos*, übers. v. Vincent von Wroblewsky, Reinbek bei Hamburg 2024, S. 15)

⁴ Vgl. dazu ausführlicher Kapitel VI, *Die Begnadigung*, aus Hans Erich Nossack: *Spirale – Roman einer schlaflosen Nacht*, Frankfurt am Main 2001, S. 251–281.

⁵ Dass Nossack hier – positiv gewendet – nicht an ein Abschiednehmen im Kreis der Nahestehenden denkt, geht aus einer Stelle wie der Folgenden hervor: „Sie lassen dort einen Menschen nicht allein sterben, das ist bei ihnen nicht Sitte. Auch als Fremder dürfte man sie nicht bitten: Lasst mich doch jetzt bitte allein, ich möchte gern sterben. Das würde sie sehr kränken. Darum rufen sie einen Priester und stehen dabei herum. Sie glauben, es sei dem Sterbenden angenehm, wenn sie ihm Gesellschaft leisten und vom Sterben ablenken. Er muss sich dann Mühe geben, alles richtig zu machen und so, wie es die Herumstehenden erwarten.“ (Hans Erich Nossack: *Nach dem Letzten Aufstand – Ein Bericht*, Frankfurt am Main 1981, S. 341)

zur Verfügung steht?⁶ Die Zuversicht, die in der Vokabel des Übergangs anklingt – „Ein echter Übergang, kein Ende.“ –, diese Zuversicht scheint also weder auf einen Fortbestand der eigenen Person noch deren Werk zu bauen. Eher setzt sie auf das, woran sich der Anfang einer Arbeit entzündet.

So stehen sie auf wackligen Beinen, die aufgeworfenen Fragen zu den letzten Sätzen – schwebend in ihrer stets mitlaufenden Möglichkeit, die Eignung zum Übergang noch unerprobt. Gibt es einen Ort, an dem sie offen gestellt werden können? Möglichst ohne die Rückversicherung einer Antwort, wie sie zuvor zurechtgelegt oder rasch improvisiert wird? Und wie sollte man sich je sicher sein, diese Fragen dann wirklich zu teilen und nicht in die Unteilbarkeit individueller Lebensumstände zu entsenden? Die Erfahrungen, die Nossack an dieser Stelle resümiert, sind wenig erbaulicher Natur. Fast klingen sie resignativ. Denn selbst Interessierte, die sich Zeit für seine Bücher nehmen und sich bei Lesungen zu Wort melden, scheinen ohne „Organ“ für das, was ihn tagtäglich umtreibt.⁷ Den Zweifeln wächst damit stets neue Nahrung zu, das Schreiben nicht doch besser im Stillen zu verhandeln.

Auch im geschützten Raum des Skriptoriums garantiert die möglichst offene Aussprache jedoch nicht, den Fragen rings um die letzten Sätze näher zu sein. Warum auch sollte es sich hier leichter gestalten, „während der Frist ehrlich zu bleiben“? Mitunter könnte der Impuls sogar an Nachdruck gewinnen, eine „Wirklichkeit, die man aus Versehen und in einem unbewachten Augenblick aufgerissen hat, rasch wieder zu vernebeln“. Zu groß die Notwendigkeit, sich zumindest irgendwo scheinbar sicher zu sein und auszukennen. Zu groß der Druck des Bedürfnisses, sich selbst bestätigt zu sehen, wie es bis in diese Eingeständnisse hineinreicht. Und die Worte wehren sich ja nicht und können kaum anders, als vorzugeben, ganz bei der Sache zu sein. Kein Fragezeichen und keine Negation vermögen es, ihnen den Anschein zu nehmen, im Namen der Dinge zu sprechen. Immer muss irgendetwas gemeint sein, als ließe sich darüber verfügen – selbst wenn vom Tod die Rede ist. Zurückgezogenheit garantiert da keine größere Wahrhaftigkeit.

Schließlich lesen sich Nossacks Zeilen wie eine Erinnerung an die Rätselhaftigkeit ihres Instrumentariums. Sie sehen von einem Ende ab und sprechen stattdessen von einem Übergang. Dazu sind sie in der Lage, weil die letzten Sätze eine lange aufgeschobene Grenze berühren. Den eingefleischten Glauben an die Verfügbarkeit der Dinge müssen sie nun hinter sich lassen. Kein Wir und kein Ich und auch sonst kein Name kann sicher vorgeben, wie es von dort aus weiter geht. All das prägt diesem Übergang das Alleinstellungsmerkmal der Echtheit ein. Dergestalt bergen die kommenden letzten Sätze eine Inspiration, die auf eine je eigene, noch ungelebte Möglichkeit zeigt.

⁶ Für weitere Ausführungen zu diesen Fragen vgl. Hans Erich Nossack: *Der Neugierige*, Hamburg/Berlin 1955, S. 23f; ders.: *Nekyia – Bericht eines Überlebenden*, Frankfurt am Main 1964, S. 8; sowie ders.: *Das Testament des Lucius Eurinus*, Frankfurt am Main 1965, S. 86f.

⁷ An anderer Stelle fällt seine Bilanz positiver aus. Allerdings um den Preis, mitunter erst weit jenseits seiner raumzeitlichen Lebensspanne auf Gleichgesinnte zu stoßen. Vgl. Hans Erich Nossack: *Ist Poesie lehrbar?*, in: *Jahrbuch Freie Akademie der Künste in Hamburg*, Nr. 20, 1968, S. 277–302, hier S. 290ff.